



Nr. 21.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Hill Christ.

De Dör'n sünd fast verlaten;
min Kind, slap sacht!
Hill Christ treckt dör de Straten
in stügendüstere Nacht.
En witten Schimmel trappt vörup,
un Nilas sitt'r haben up.
De Dör'n sünd fast verlaten;
min Kind, slap sacht, slap sacht!

Hill Christ treckt dör de Straten,
un Nilas treckt vöran;
de holt vör alle Katen
den witten Schimmel an
und kriegt den stoppenvullen Sack
siet rukener von den Gudepack.
Hill Christ treckt dör de Straten,
un Nilas treckt vöran.

Wo frame Kinder slapen
in sachten, söten Drom,
dör ritt den Sack he apen,
sat' em bi Timp un Som
un gütt fin' Rött' un Appel'fin'
von haben dal in't Finster rin,
wo frame Kinder slapen
in sachten, söten Drom.

Un Nilas fin' Gescheuken,
Hill Christ, de segn't se in,
un bliken weerd' s' un bläuten
as idel Sünnenschin.
Wo de fin Händlegs räwer holt,
ward allens äwerstrahlt von Gold,
un bliken ward't un bläuten
as idel Sünnenschin.

Hill Christ treckt dör de Straten;
min Kind, slap sacht, slap sacht!
De het noch nilms verlaten
un hat an di ol dacht.
Ach, morg'n ward dat en Säg un Bracht —
Hill Christ un Glück lant äwer Nacht!
Hill Christ treckt dör de Straten
un hat an di ol dacht.

Gottlieb Müller-Suderburg.

Aus vergilbten Blättern.

Althannoversche Soldatenbriefe.

Von Fritz Husmann (Wefermünde-Lehe).

(Nachdruck verboten.)

Was kann ein Soldatenbrief nicht alles erzählen! Wer aber glaubt, die Soldatenbriefe wären erst in der Neuzeit als Ergebnis besserer Volksbildung aufgetaucht, der irrt. Soldatenbriefe hat es wohl so lange gegeben, so lange es Kriege unter Kulturvölkern gibt. Nur waren sie in alten Zeiten nicht solch Gemeingut des Volkes als heute, weil eben früher die Kunst des Schreibens nicht so allgemein war, daß jeder einen Brief schriftlich

darzustellen vermochte. Zudem war die Beförderung in alten Zeiten noch sehr schwierig.

Vor mir liegen zwei Soldatenbriefe alt hannoverscher Krieger. Der eine ist von einem Legionsoldaten im Jahre 1805 geschrieben. Der andere ist aus dem Jahre 1812 und stammt von einem hannoverschen Krieger, der in der französischen Armee den Feldzug gegen Rußland mitmachte.

Wenn wir die beiden Briefe mit neueren Soldatenbriefen vergleichen, so finden wir aber doch schon viele Ähnlichkeiten. Erstlich die Aufschrift! Genau wie im letzten Kriege steht bei jeder Aufschrift vermerkt: „Soldatenbrief“ oder „Militärbrief“. Natürlich hatte man vor 120 Jahren noch keinen Kompagniestempel wie heutigentags. Dafür aber bestätigte ein Offizier oder „Fähnrich“ — ebenfalls neben der Aufschrift — durch seine Namensunterschrift, daß der betreffende Brief als Soldatenbrief zu gelten hatte.

Die Beförderung der früheren Soldatenbriefe geschah durch besondere Boten, die die heutigen Feldposten vertraten. Sehr viel kann uns jedenfalls der Brief des Legionsoldaten aus dem Jahre 1805 erzählen. Geschrieben ist er in Ostende am 5. Mai 1805.

Damals hatte Napoleon sein großes Heerlager bei Boulogne. Die englische Koalitionsarmee, der die hannoversche Legion zugezählt war, rückte von Holland und Belgien her gegen Ostende vor. Es ist hier aber wohl nicht zu ernstlichen Zusammenstößen gekommen, weil Napoleon das Lager von Boulogne aufgab und nach Süddeutschland vorrückte, wo dann Anfangs Dezember desselben Jahres die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen wurde.

Die Legion hat nicht daran teilgenommen. Sie sollte das von den Franzosen besetzte Hannover befreien, mußte dann aber, weil Preußen von Frankreich das Hannoverland als Geschenk annahm, verärgert nach England zurück.

Der Legionsoldat, der den Brief geschrieben, stammt aus Lehe, damals Bremerlehe genannt. Er heißt „Vollrich Eden“ und hat den Brief an seinen gleichnamigen Vater adressiert. Die Aufschrift lautet:

Soldaten Brief.

An Vollrich Eden

in Bremerlehe an der Weser
über Bremen.

M. Wiedentweg, Fähnrich.

Dem Briefe können wir auch entnehmen, daß außer dem Schreiber noch fünf andere Leher der Legion angehörten. Von diesen besteht der Schreiber Grüße an deren Angehörigen. Jedenfalls wird Vollrich Eden als einziger von den Leher Legionsoldaten des Schreibens kundig gewesen sein, weshalb er gleich von seinen Kameraden mitberichten muß. Diese heißen Ulrich Hons, Nikolaus Wohlen, Carsten, St. . . . und Johann Heinz.

Der Brief mußte dann eine gefährliche Reise zurücklegen, ehe er in Lehe ankam. Wir müssen bedenken, daß Hannover von Franzosen besetzt war und von diesen doch keine hannoverschen Soldatenbriefe durchgelassen wurden. Wahrscheinlich hat der Brief erst nach England müssen, um von dort dann durch Schmuggler über Helgoland an die hannoversche oder oldenburgische Küste befördert zu werden. Von hier ist er dann jedenfalls wieder heimlich weitergegeben, bis er sein Ziel erreichte. Es kann auch sein — was auch nahe liegt —, daß er durch Holland an die hannoversche Grenze und von dort „über Bremen“ seinen Weg nach dem Bestimmungsort fand.

Der Schreiber des zweiten Briefes heißt Johann Kennig Bergmann und stammt aus Klein-Geddingen bei Celle. Die Aufschrift lautet:

An den Hauswird

Helrich Berghann

in Meinen Eidlungen
Depardeman der Aller bey Cesse.

Militärbrief.

Der Absender war mit der französischen Armee auf dem Marsche nach Rußland und hat den Brief in Dessau geschrieben. Zum Unterschiede von dem ersteren hat er auch schon auf der Adressenseite über der Aufschrift in der rechten Ecke den Abgangsstempel: „Dessau“.

Bei diesem Brief wird die Beförderung einfacher gewesen sein, da er ja doch von einem zwangsweise ausgehobenen Soldaten der französischen Armee abgesandt wurde. Er konnte also ohne Gefahr das von Franzosen besetzte Hannoverland passieren. Vielleicht ist er auch das letzte Lebenszeichen eines hannoverschen Jungen an seine Lieben zu Hause gewesen. Ob er jemals seine Heimat wieder gesehen, ist zweifelhaft. Denn vor uns taucht bald der Architekt russische Winter und der Zusammenbruch des napoleonischen Heeres in Rußland auf.

Wir lassen jetzt die beiden Briefe folgen. Im ersten sind ein paar Stellen unleserlich geworden bzw. schon durch Beschädigung des Briefes ganz ausgefallen. Diese betreffenden Stellen werden durch Punktstrichen gekennzeichnet.

I.

Ostenden, den 5. Mai 1805.

Lieber Vater, Bruder und herzlichsten Schwestern und Mutter und Vür. Ich hoffe, daß Ich sie mit mein schreiben im wolfein Und gesundheit antreffen werde das sol mir von Herzen lieb sein. Ich bin Gott Lob noch Gesund und munter, wir sind den 2. Mai in Ostenden gemarschieret, wir sind 6 Stunden von Dünkirchen worin jetzt noch die Franzosen sind und wir wissen noch nicht wo wir dableiben, den die rede geht, das wir wieder zurück marschieren. Nach Erfurt in Sachsen, wir haben nicht so viel Zeit, das wir mahl brief schreiben können, den wir müssen viele wachen thun und wen wir nicht auf der wache sind, so müssen wir Schanzen wir sind bei die Bürger in Dünkirchen, aber wir bekommen nicht mahl ein Und auch 1 fund fleisch sind noch nicht mit die franzosen zusammen gewesen aber wir hoffen, das es bald loß gehen wird den es liegen . . . Mahl hundert Tausend Mann vor die französische armee. Wir sind jetzt noch in die reserv Armee. Sie können mich dies mahl noch nicht wieder schreiben, den wir wissen auch nicht wo wir bleiben. Grüßet Mirich Hons seinen Vater und Mutter. Grüßet Nie Claus Wolen sein Vater und Mutter und Carsten seine Schwester und St. . . . seine Mutter sie sind noch Alle gesund. Johann Heins ist in Antwerp geblieben weil er tränklich ist. Ich grüße Euch viel Tausend mahl hoffe das wir bald wieder

Ich ver bleibe Euer Getreuester Sohn und Bruder

Vollrich Eden.

II.

Dessau, den 12ten Martins 1812.

Meine Herzens Viehl Geliebte Mutter, Brüder, Schwester, Swager und Schwägerin und Lieber Herr Gefatter und Vormünder, ich Grüße Euch Viehl Tausend Mahl, Wehl ich Muß Rathen wen ich Euch mit Schreiben noch gesüht und Wohl antreffen werde, den bis so Welt bin ich Gottlob noch recht Munter und Gesüht, Welches ich Von Euch auch Wünsche und Hoffe und Wir liegen Jek, bey Dessau auf den Dörfern, nämlich 2 Stunden Von der Elbe, An der Sechste Grenze, da Müßen wir an de Elbe, Nehlt Wache Thun, bey Welchen Wir uns keine Stand Sicher sein, da liegen wir und die Husaren, Wo nemlich immer 1 Husar und 2 Schasör Zusammen stehn, Liebe Mutter ich dachte immer ich Wohlte Schreiben um Etwas Geld aber ich habe es noch nicht Nöthig, und so lange ich Es Entlassen kan, Schreibe ich auch nicht darum, den damit ihr nicht soht Denken und Sagen das ichs zu undigent und Niederlichkeiten anwende und Herdurch brächte, wie Mäurige Genuß thun, Welches Meine Katbur und Modhe nicht ist, den wo wir Jek liegen und Hin kommen Haben wirs recht Gut, den so Viehl recht wir Jek haben, das Geth ins weite, der Bauer mus alles Geben was wir Haben wollen, und liegen unterweilen unjer 26 bis 30 Man in Einen Kwattieren, da Geth Es auch sehr schlim Herr, Liebe Mutter ich Wünsche das ich Nach Gesüht wieder zu Euch kommen liebe Mutter Es Geth mir schlecht Venua Jek in der Welt, aber ich bin doch noch immer Bergnügter als die Zeit die ich Habe zu Bröckeln müssen zu bringen, ich habe es nicht halb Gebrochen, aber Unrecht ist Geische den das Es so mit mir Gegangen hat, Liebe Mutter und Freunde die Zeit kan ich nicht Vergehen das es mir so Gegangen hat, ben Frendlichen Grus lönt ihn ihn übersenden, ich hätte sehnern noch nicht vergehen, ich bin keine Stunde sicher das ich nicht ins Feuer muß, aber sone Schlichkeit kan ich nicht Vergehen ein Grus an Amrath, Krüger, Union min Erger und sein Sohn, Liebe Mutter und Freunde es steht Jek stehn aus, wir Haben al in 3 Wochen keine Lohnung Gekrigt mehr, wo wir Hin kommen da müßen die Leute alles Geben. Lieben Freunde und Bekannten in der Nörze Liebe Mutter mit Viehl Tausend Grü.

ßen, ich Wolte noch mehr Neues schreiben, aber alle Guten Freunde und Bekante, Schwester Brüder anverwante auch Knechte und Mätgens, Groß und Klein, ich wünschte ich Könnte bey Euch sein, ihr lieben Brüder und Schwester mein ihr laßt mich alle kennen, dann kan ich Euch nicht alle nennen

Witwe Berghann Hans Gehrharder Sohn
Johann Kennig.

den 12ten Merz 1812, Meinen Eidlungen.

Wirtshausleben am Ende des 16. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von Pastor Ramsauer (Dedesdorf).

(Nachdruck verboten.)

Ein ergötzliches Bild von den Zuständen in den Wirtshäusern einer kleinen Kleinstadt Nordwestdeutschlands bieten uns einige Briefe, die der Brabanter Gelehrte Justus Lipsius im Jahre 1586 über seinen Aufenthalt in Oldenburg an seine Freunde in seiner Heimat schrieb. Er war auf einer Reise über Emden, Bremen und Hamburg nach Frankfurt an der Oder begriffen (damals ein großes Unternehmen!) und mußte in Oldenburg einige Tage Aufenthalt machen, da die Sicherheit der Straßen und auch der Schifffahrt auf Hunte und Weser durch jahrendes Kriegsvolk gefährdet war. Daß ihn dieser ungewollte Aufenthalt ärgerlich stimmte, läßt sich denken, aber die Art, wie er diesem Merges Lust machte, darf auf unsere Beachtung besonderen Anspruch machen. Leider sind seine Briefe lateinisch abgefaßt und entbehren somit desjenigen humoristischen Beigeschmacks, der so häufig der Ausdrucksweise unserer Voreltern jener Zeit im Hochdeutschen wie im Plattdeutschen anhaftete, aber auch ohne ihn wirken sie in ihrer drastischen, wenn auch etwas übertriebenen Weise humorvoll genug. Er datiert sie „aus der Barbarei bei den Breiffessern“ und „aus dem Schweinefalle, den sie Wirtshaus nennen“ und schreibt u. a.:

„Da bin ich in Oldenburg. Wo liegt das Ding? wirst Du fragen. Es ist ein westfälisches Städtchen, ein wahres Nest. Hier machen mich unsere Reiter verweilen, die die ganze Gegend durchstreifen und unsicher machen, so daß auch kein Kaufmann weiter zu reisen wagt. Indessen verstreicht die zum Reisen bequeme Zeit. Währet es noch länger, so gehe ich nach Emden zurück oder setze meine Reise zu Wasser nach Hamburg und so weiter nach Frankfurt fort. Der Himmel stärke mich, damit die Gehulb mir nicht ausgeht. Schreibe mir doch, Lieber, wie gehts bei Euch? Hier so zu fragen, was hilft es mir? Bin ich doch hier, so dünnkt mich, in Scythischer Wüste, und mir ist zweifelhaft, ob ich unter Menschen weile. Hier leben die edlen Geschlechter der Sullen, Scrofe und Portier (römische Geschlechter, die ihre Namen von der Beschäftigung mit Schweinen ableiten). Glaube mir, Freund, die Barbarei ist keine Barbarei gegen dieses Westfalen.“

Noch eingehender ließ er sich über die Wirtshäuser in Oldenburg aus, als er nach Emden zurückgekehrt war, denn die Erinnerung an die ausgestandenen vermeintlichen und wirklichen Entbehrungen gewohnter Bequemlichkeiten ließ ihm den Aufenthalt dabeist in einem sehr wenig rosigen Licht erscheinen und zwang ihn noch einmal die Feder in die Hand, wobei er seiner übertriebenen Spottlust die Fägel schließen ließ. Da schreibt er:

„Ich — ja wundert euch nur, ihr Aerzte — ich lebe noch. Gelitten habe ich auf der westfälischen Reise, was der geduldigste Cyllus nicht ertragen hätte. Alles Uebel, das Menschen treffen kann, hat mich betroffen, denn alle Elemente waren wider mich in Aufruhr. Und die Speisen — kaum menschlich sind sie. Du kennst meinen Körper und weißt, daß nur gewählte Speise ihn emporhält. Nun denke Dir die Kost in den hiesigen Wirtshäusern! Was sagte ich? Wirtshäuser? Ställe sind es. Zum Anfang wird Dir eine Kanne Dünndier, das oft vom frischen Brauen noch warm ist, aufgedrungen. Abschlagen darfst du es nicht, oder du läufst Gefahr, aus dem Hause geworfen zu werden. Da sitzt man denn mit den Fuhrleuten und Schweineträbern um das Feuer, trinkt, was sie trinken, und bei jedem Trunk reicht man sich feierlich die Hand. Indessen wird der Tisch gedeckt. Ich lasse das Tischtuch gut sein, meinen Magen gelüftet es nur nach Speise. Siehe da, das erste Gericht! Dicker Speck und roh dazu! O mein armer Magen! Was soll ich machen? Andere Kost fordern, das darf ich nicht. Schweigend mache ich den Zuschauer und breche einige Mundvoll Brot. Doch wäre es nur noch recht Brot! Glaube mir, Freund, dem Gewicht und dem ganzen Ansehen nach würdest du es abschwören, daß es Brot sei. Schwarz ist es und schwer und sauer, eine Masse, vier bis fünf Fuß lang, die ich nicht aufheben kann. Mir fiel Plinius ein: „Armes Volk, das seine Erde brennt!“ sagt er von diesem oder einem benachbarten Volke. „Armes Volk, das seine Erde isst!“ möchte ich sagen.

Doch da kommt der ersuchte zweite Gang, die Hauptschüssel! eine ungeheure Kanne voll braunen Rohls! Einen Finger breit darüber her fließt die Bräthe von Schweinefett. Diesen Ambrosia essen meine Westfälinger nicht, sie verschlingen ihn. Mich eßelt er an. Hungrig stülchte ich zu meinem Schloße, ziehe ein paar Rosinen hervor und verzehre sie langsam mit Brot. Man hält sich darüber auf, doch lieber will ich den Wirt samt den Gästen, als die Göttin Hygia (der Gesundheit) erzürnen. Um

die Leute zu beruhigen, flüstert mein Bedienter ihnen zu, ich sei unpäplich.

Das letzte Gericht ist ein Stück Käse, so verdorben, daß er stinkt. Aber gerade das halten sie für einen Ausbund von Vorsehung. So ist's auf dem Lande, nicht viel besser in den Städten. Das Brot ist auch hier dasselbe. Nur pflegen sie einem hier noch wohl gefalzene und im Winde gedörrte Fische, die aus Norwegen kommen, vorzusetzen. Und diese Speisen habe ich zu essen, zu zu verdauen gelernt, und komme ich je wieder zu euch, so werdet ihr einen Menschen oder vielmehr einen Vogel Strauß sehen, der alles verschlingen lernte.

Sobiel vom Fische. Ebenso auszerlesen sind die Betten. Längs den Wänden siehst du zu beiden Seiten eine Reihe von Schlafstellen, daneben Kälbe, Pferde, Kälber, darüber Hühner, darunter (ich lüge nicht) Schweine. Frage um Himmels willen nur nicht nach Kissen und Bettlaken. Unserer Bettler Decken sind besser und reiner. Acht Tage habe ich meine Kleider nicht vom Leibe gezogen.

Zum Schluß nur noch dies: zwei Nächte verlebte ich bei Wind und Wetter unter freiem Himmel in offenem Fahrzuge auf dem Huntefluß. Hierbei ein Gedicht. Wenn es nur nicht nach diesem Balle riecht!

Diese Briefe, die von den Freunden des Lipfius ohne sein Wissen in Druck gegeben wurden, und zwar erst nach drei bis vier Jahren, erregten gewaltiges Aufsehen, besonders in Ostfriesland und Bremen, wo man sich dieser spöttischen Herabsetzung Oldenburgs freute, ungeheure Entrüstung aber in Oldenburg selbst, dessen Bürger sich über die Verunglimpfung ihrer Stadt und ihrer Wirtschaften schwer ärgerten. In ihrem Namen verfaßte der im Jahre 1591 der alte Superintendent, Vizentiat der Theologie, Hermann Hamelmann, unterstützt von dem Osnabrücker Syndikus Johann Domann, eine ebenfalls lateinische Gegenschrift, die scharf genug ins Zeug ging.

„Ungerecht ist der Mann, so heißt es da: er heiße nicht Justus Lipfius, sondern Injustus (der Ungerechte). Gewiß haben ihn unsere Herren Gegner in Bremen und Emden gegen die Oldenburger aufgehetzt. Weiß er denn nicht, daß die Oldenburgischen Grafen von Wittekind abstammen und Fürstentöchter heiraten und viel Land einzeichnen und Dänemark seine Könige und Hofslein seine Herzöge gegeben haben?

Oldenburg ein Nest? ein Städtchen? Es ist wohl eine ordentliche Stadt (Oldenburg hatte damals etwa 3000 Einwohner), und so wohlfeil darin zu leben, daß man sich mit einem Groten (= fünf Pfennige) satt essen und trinken kann. Oldenburgs fettes Ochsen und schöne Pferde sind bekannt. Aber es hegt auch gesunde, starke Menschen, die sich freilich nicht mit Rosinen begnügen. Auch sind sie klug genug, wissen wohl, wo es etwas zu verdienen gibt, sind rechtgläubige Christen, ohne leidige Sectirerei, und wahrlich keine Halbmenschen. Das mag Herr Lipfius wohl selbst sein, er, der so wenig Menschenfreundlichkeit erweist. Einige Oldenburgische Bürger haben sogar Lateinisch gelernt! Die Mädchen sind hübsch und gehen zu aller Fremden Wohlgefallen in simpler und sittsamer Tracht einher.

Der Briefsteller muß in eine Bauernherberge eingelehrt sein! Sonst hat man hier vortreffliche Wirtschaften, worin man Bier und Wein und Alles, was das Herz gelüftet, bekommen kann. Hätten die Herren Brabanter nur immer eine volle Schüssel Kohl mit Fett, sie würden alle fünf Finger darnach lecken. Die spanischen Soldaten sind ihnen schlimme Küchenmeister und machen magere Suppen, indessen bei uns Glücklich den Fett einen Finger breit über den Kohl steigt. Eine Gotteslästerung ist es, wenn er unser stärkendes Brot Erde nennt, und Kinderfüße müssen es gewesen sein, wonach Lipfius die Brote gemessen hat. Freilich, Stodfische essen wir mit den Holländern und mit allen, die etwas Gutes mögen. Riefswurz hätte man dem Lasterer geben sollen! — Hier eine scythische Barbarei? und allein in Oldenburg hätten wir ihm zeigen können zwei Doktoren beider Rechte, zwei Vizentiaten, zwei Magister, die Notarien ungeredet. Warum hat er sich nicht bei diesen, nicht bei den fünf Stadtpredigern, nicht bei den vier Schullehrern (gemeint ist: am Gymnasium) gemeldet? Die würden ihn doch in ein besseres Wirtschaft geführt haben. — Sogar die alte deutsche Sitte, sich beim Trunk traulich die Hand zureichen, ist ihm lächerlich. Mich dünkt sie besser, als eure modischen Krachfüße, eure unendlichen Verbeugungen und eure Gesichtsverzerrungen.

Im Evangelium steht: „Wer zu seinem Nächsten sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig.“ O Lipfius, der du uns mit dem entmenschten Rebnadnezar in eine Klasse setzt, was verdienst Du? Ich bitte Gott, daß er Dir ein von Rene zerknirsches Herz schenke, damit Du ein Gefäß des Erbarmens und nicht des Bornes werdest.“

Nun mochte Lipfius wohl einsehen, daß er zu weit gegangen war, und daß weniger mehr gewesen wäre. Aber widersprechen mochte er natürlich nicht, und so ließ er die Sache im Sande verlaufen. Doch nicht, ohne an einen Freund zu schreiben:

„Behüte Gott, welch unchristliche Verwünschungen für einen Ewigen, den ich höchstens unvorsichtig nennen kann! Die unglücklichen Briefe sind ohne mein Wissen gedruckt, und, glütiger Himmel, was ist Neues daran? Habe ich denn irgend der Tugend der Westfälinger und ihrer Stärke zu nahe geredet? Von der Landleute äußeren Art zu leben sprach ich, und daß diese

elegant sei, dürfen sie wohl selbst nicht behaupten. Erasmus hat auch seinen Scherz über ihre Wirtschaften getrieben. Warum ist es denn bei mir ein Verbrechen? Wer selbst übertreibt, sollte sich an den Übertreibungen Anderer nicht aufregen.“

Der alte Hamelmann aber konnte es sich nicht versagen, den Fall auch in seine Oldenburgische Chronik zu bringen, hier in deutscher Sprache und sehr deutlich, zum Teil in Ausdrücken, die über die gewohnten derben, seiner Zeit noch weit hinausgingen. Leider sind sie aber doch nicht veröffentlicht worden, da nach seinem Tode der Bearbeiter seiner handschriftlich hinterlassenen Chronik, Anton Serings, diesen, dem bereits vollendeten Manuscript hinzugefügten, Abschnitt gestrichen hat, so daß er in die 1699 gedruckte, jetzt so selten gewordene Hamelmannsche Chronik keine Aufnahme gefunden hat und nur handschriftlich im Landesarchiv zu Oldenburg eingesehen werden kann.

Das Registrum honorum von Dr. Capelle-(Lehe).

(Nachdruck verboten.)

Als eine zur Förderung der Heimatgeschichte notwendige Aufgabe muß für alle daran interessierten Körperschaften und Vereine die Herausgabe wichtiger Geschichtsquellen angesehen werden. Die Geschichte der Lande zwischen unterer Elbe und Weser hat in dieser Hinsicht durch Urkundenbücher der Klöster und Städte und durch chronikartige, erzählende Quellen seit dem vorigen Jahrhundert wesentliche Anregungen und Bereicherung erfahren, namentlich die von dem Landschaftsdirektor Wilhelm von Hohenburg herausgegebenen Beiträge zu den Bremer und Bremer Geschichtsquellen brachten eine Fülle neuen Stoffes zur Geschichte des späten Mittelalters, in dem sich in der inneren Landesverwaltung der Übergang vom mittelalterlichen Lehnstaat zum modernen Beamtenstaat anbahnte. So gewährt das von ihm herausgegebene, um das Jahr 1500 auf Veranlassung des bremischen Erzbischofs Johann Rohde aufgesetzte Register aller zu der großen, erzbischöflichen Vogtei Bremervörde gehörenden Güter und Hoheitsrechte einen Einblick in die wirtschaftlichen, rechtlichen und verwaltungsmäßigen Zustände dieses Bezirkes, wie er gleich vollständig selten geliefert ist.

Von ähnlichem Wert aber wie dies „Vörder Register“ ist ein zu gleicher Zeit und auch im Auftrage des Erzbischofs Johann Rohde geschriebene Manuscript, dessen Bedeutung schon längst durch seine verschiedenen Abschriften allen bremischen Geschichtsforschern (wie Pratje, Wiedemann u. a.) bekannt war und dessen vollständigen Abdruck auch schon von Hohenburg (im Vörder Register, Anhang S. 9.) als erwünscht angesehen hatte. Nur einen kurzen Auszug daraus hat Leibniz in seinen *Scriptores rerum Bremensium Illustrantium* (Bd. II, Introductio S. 21–25 u. S. 253–272) bisher zum Abdruck gebracht. Dieses „Registrum honorum et iurium ecclesie Bremensis“ wie es noch auf einer Handschrift zu sehen ist — spant seinen Gesichtskreis erheblich weiter als das Vörder Register, indem darin nicht die Einkünfte einer Vogtei, sondern die inneren Verhältnisse des gesamten Erzbistums in umfassender Weise dargelegt werden, teils durch Wiedergabe wichtiger älterer Urkunden, teils in erzählender Beschreibung der Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen des Erzbistums, teils in politisch angelegter Schilderung des Verhältnisses der politischen Gewalten zu einander, insbesondere des Erzbischofs zu den Ständen des Stiftes, dem Domkapitel, der Mitterschaft und den Städten. Diese zum Teil drastisch und lebendig geschriebenen Stellen vertreten scharf den Standpunkt des Erzbischofs und lassen als Verfasser eine Person vermuten, die die Gedanken von dem Reformeifer besetzten Johann Rohde wiedergibt; in ihrer reinen und kräftigen niederdeutschen Sprache geben sie ein anschauliches Bild von dem inneren politischen Leben des ständischen Staates, das auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient. Ueber den sonstigen reichen Inhalt sei hier nur noch gesagt, daß wir darin von allen Burgen des Erzbistums, auch den schon früher zerstörten, von seinen Klöstern und ihrer bedeutenden Grundherrschaft, von den Stiftsmännern, dem bremischen Adel, und von den Städten — Bremen, Stade und Buxtehude — Neues erfahren wie über das Verhältnis der Marschländer zum Erzbistum. So wird die innere, politische, rechtliche und wirtschaftliche Lage des Erzbistums um das Jahr 1500, also kurz vor den großen Umwandlungen der Reformation, gewissermaßen in einer amtlichen Darstellung geschildert. Daher bildet dies „Registrum honorum et iurium ecclesie Bremensis“ eine das Vörder Register ergänzende und mindestens ebenso wichtige Geschichtsquelle für die Lande zwischen Unterer Elbe und Weser und verdient bei den alten Städten und Burgen, bei der bremischen Mitterschaft insgesamt und bei ihren Einzelfamilien, wie bei den größeren Verwaltungskörpern dieses Gebietes besonderes Interesse.

Schon vor einigen Jahren hat aus den vorstehenden Erwägungen heraus der Vorstand des Heimatbundes der Männer vom Morgenstern die Drucklegung des Wertes angeregt; Herr Studienrat Dr. Capelle in Lehe, Mitglied des Heimatbundes, hat dankenswerter Weise in seinem Auftrage die Arbeit übernommen. Herr Dr. Capelle hat nunmehr unter Benützung der wertvollsten Abschrift aus dem Staatsarchiv Hannover — das Original ist bisher nicht aufgefunden — den Text zum Druck fertiggestellt. Um die Drucklegung zu ermöglichen, bedarf es der Unterstützung aller bei

diesem wichtigen Quellenwerk interessierten Kreise. Das Werk wird 6.— Mark kosten. Bestellungen an Dr. Meyer-Wothling (Bremerhaven).
Dr. Erich v. Sebe.

Vom ehemaligen Ochsenmarkt in Wedel.*

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

Die planmäßige Besiedlung und Eindeichung des Alten Landes wurde um das Jahr 1100 von Stade aus in Angriff genommen. Der Erzbischof Friedrich von Bremen zog zu diesem Zwecke Kolonisten aus den Niederlanden herbei. Aber schon lange vor dieser Zeit waren die Elbinseln, aus denen das Alte Land gebildet wurde, bewohnt. Die Stiftungsurkunde des Bistums mit dem gefälschten Zusatz von 1050 und eine andere Urkunde aus dem Jahre 1059 deuten bereits auf Verkehrsbeziehungen zwischen den beiden Elbscheiden hin. Noch deutlicher zeigt das eine Urkunde von 1302, nach der Graf Adolf von Schaumburg die Pacht der Fährre von Blankenese verkaufte. Ueber die Endpunkte der Fährre am südlichen Ufer fehlen uns leider genaue Angaben, doch werden Lübe und Cranz als solche anzusprechen sein. Es ist anzunehmen, daß durch diese Verkehrsverbindung Baumaterial, Brennholz und wohl auch Vieh befördert wurde. Selbst die Sage (Rolandsage) stellt Beziehungen zwischen den Stromseiten her.

Der regste Verkehr bestand ohne Frage zu Anfang des 17. Jahrhunderts und später, als die großen Ochsentransporte von Jütland bei Wedel, namentlich der uralten Siedlung Hetlingen, über die Elbe geleitet wurden. Noch 1867 wurden die Hauptkente des Alten Landes von den Gräfen in Jork angewiesen, daß sie besonders darauf zu achten hätten, daß die dänischen Ochsen nicht die Deiche zertrüben, sondern auf den Fahrwegen entlang zu treiben wären. Mähtenfalls sollten die Treiber oder Kaufleute gepöndelt werden. (Alte im Staatsarchiv in Hannover.) Im Jahre 1861 schrieb der Oberappellationsrat Brinkmann in einem Aufsatze des 4. Bandes der Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein: „In Wedel wurde einst ein lebhafter Ochsenhandel betrieben. Ein Ochsenmarkt hatten die Alten zufolge immer nur im Beginn des Frühlings, Ende März, stattgefunden; es wird also mageres Vieh zu Markt gebracht worden sein, Käufer kamen von weit her und kauften in großer Zahl.“ In den Jahren 1604–1620 wurde ein Prozeß gegen einen Ochsenhändler geführt, und den Einschüßungsworten dieser Prozeßakten verdanken wir eine Darstellung des Anfangs und der Bedeutung des Wedeler Ochsenmarktes; sie geben uns zugleich ein interessantes Bild von den Viehmengen, die hier über die Elbe geleitet wurden.

Auf einem ganz bestimmten Wege („Ochsenweg“) brachten die Treiber das Vieh aus Jütland heran. Genannt werden die Ortschaften: Høding, Riben, Mønsburg, Bramstedt, Wedel. Welch buntes Leben mag in dieser Straße in jenen Zeiten geherrscht haben, und welch ein krauses Treiben mögen Wedel und die Herbergen und Gasthäuser am Ochsenweg damals geboten haben! Einen leichten und frühen Einblick in diese Verhältnisse gewinnt man noch bei der Lektüre der „Reis' no'n Hamburger Dom“. Waren es doch 15 000–20 000 Ochsen, die durchschnittlich jährlich diesen Weg passierten! In Wedel selbst war dann 3 bis 4 Wochen lang Hochbetrieb. Vom Rhein, aus Westfalen und von den Niederlanden kamen die „Westerfchen“, um mit den Dänen ihre Geschäfte abzuschließen, so daß die Rinder über den Strom bereits auf Rechnung und Gefahr des Käufers fuhren. Da wurde geklämt, geschrien, gefeilscht — und getrunken. Streitigkeiten und Schlägereien waren unvermeidbar; denn hier rollte das Geld, und das lockte gar manchen zu Trunk und Gelage. Lappenberg's Ausgabe der Chroniken berichtet, daß am 3. 4. 1538 in Hamburg zwei Dänen, die vom Wedeler Markt kamen, in Streit gerieten. Der eine, der seinen Landsmann erschlug, entfloh nach Eppendorf, wurde aber ergriffen und in Hamburg enthauptet. Den Geldverkehr regelten meist hamburgische Kaufleute. So war auch die Handelswelt der nahen Hansestadt lebhaft am Ochsenmarkt interessiert. Um diese Zeit waren deswegen auch eine Reihe von Beamten des Hamburger Rats dienstlich in Wedel anwesend, worüber die Kammereirechnungen genugsam Beweise liefern.

Strittige Fragen unter den Kaufleuten und Händlern wurden an Ort und Stelle geschlichtet und erledigt, und zwar „unter blauem Himmel“ vor dem Rolandbild auf dem Wedeler Marktplatz. Während der Marktzeit — oder der „Elbezeit“, wie man in Hamburg sagte — trat das Gericht auf Anruf unter der Leitung des Amtmanns von Pinneberg zusammen. Sämtliche anwesende Händler waren befugt, an der Gerichtsverhandlung teilzunehmen und bei der Findung des Urteils mitzuwirken. Ob Käufer oder Verkäufer, ob Fremder oder Einheimischer, alles versammelte sich vor dem Roland auf der Gerichtsstätte, jeder hatte das Recht, seine Beschwerden vor den „Kaufmann“ zu bringen. So nannte man die richtende Gesamtheit. Nach der abgeschlossenen Handlung stellte dann der Vorsitzende über jeden gefällten Spruch einen Urteilsbrief aus, wie es früher auch meist bei den Deich-

gerichten geschah. Uebrigens ist der Roland zu Lebzeiten des Wedeler Pastoren Johann Nist — oder Nistins, wie er selbst schrieb — im Jahre 1561 erneuert worden. Er ist der bekannte Kirchenlieddichter, von dem im Ev.-Luth. Gesangbuche der Hannoverschen Landeskirche nicht weniger als 15 Gesänge Aufnahme fanden. Er hat dafür gesorgt, daß — wie Benede sagt — dem Bildnis „schöne blaue Augen und rote Waden verkleben wurden und das Rückgrat durch einen Mauerpfeiler gestützt wurde“. Und darüber schrieb er die Worte:

Als 16hundert und noch 1 und 50 Jahr

Im Wintermonat die bekannte Jahreszahl war,

Ist dieses Kaiserbild aufs neu hieher gesetzt.

Gott wolle es uns all' erhalten unverlehet.

Nist muß ein streitbarer Mann gewesen sein; denn die Sage weiß von ihm, daß er es gewesen ist, der in den Blankeneseer Bergen den „Unnerverschen“, den vielen Bwergen, die Schäfer und Jäger erschreckten, mit frommen Sprüchen auf den Leib rüchtete. Freilich blieben in Süßberg und bei Nissen noch etliche zurück. Und das muß wahr sein; denn Grete Dütsch († 1668), eine Blankeneseer Botenfrau, hat sie mit eigenen Augen gesehen. Oder sollte sie sich doch getäuscht haben? Denn es heißt von ihr: „Sie sprach dem Brantwein zu!“

Die ersten Herden kamen im allgemeinen zwischen dem 15. und 25. März, und das Antreiben dauerte etwa 20 Tage. Den nach Süden ziehenden Händlern wurden Boten entgegengeandt, um Bescheid zu geben, daß die Landstraßen sicher seien, daß in der Umgegend von Wedel und Hamburg keine Viehstehlen herrschten und daß auf freies Geleitz zu rechnen sei. Zu der Zeit, als nicht nur in unserer Gegend, sondern auch in Holstein die vernichtenden Seuchen immer zahlreicher und heftiger auftraten, kam es natürlich auch vor, daß die Durchreise verboten wurde. So passierten im Jahre 1717 nur 1225 Stück die Elbe. Während des nordischen Krieges hörte das Durchtreiben 2 Jahre lang gänzlich auf. Das war natürlich für alle Beteiligten ein arger Verlust, besonders dann, wenn die Ankunft bereits alle Einrichtungen und Vorbereitungen getroffen waren.

Vor dem 30jährigen Kriege sind 36 000, 40 000, ja 46 000 Rinder angetrieben worden. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ging ihre Zahl erheblich zurück. Es scheint, als wenn um diese Zeit viel Vieh von der Westküste Dänemarks nach England und den Niederlanden auf Schiffen verfrachtet ist.

Die Größen der Herden, die nacheinander in Wedel ankamen, schwankte zwischen 60 bis 900 Stück. Es werden folgende Zahlen genannt: 843, 201, 65, 740, 707 usw. Ja, sogar der Namen von Händlern werden berichtet.

In Hamburgs Interesse lag es natürlich, die Herden möglichst durch sein Gebiet zu leiten, und die Ueberfahrt bei Etlingen (jetzt Jollenstieper) zu bewerkstelligen. Wenn der Amtschreiber aus Bergedorf den Viehhändlern schon bis Bramstedt entgegenreiste, so wird er sicher bemüht gewesen sein, das Augenmerk der Händler von Wedel abzuwenden und auf die weiter südlich gelegene Fährstelle zu richten. Im Jahre 1615 hatte man scheinbar große Hoffnungen, das Ziel zu erreichen. Ob diese Bestrebungen von Erfolg gewesen sind, läßt sich leider nicht feststellen. Es liegt jedoch ein Schreiben an den Amtmann in Bergedorf vor, das deutlich den Wunsch der Hamburger, die Wegerichtung der Herden zu ändern, beweist. Es heißt da: „daß wegen bevorstehenden Ochsenmarkt alle Prane und Ewer zu Etlingen, so zur Wehr gehören, besichtigt, und was mangelhaft daran befunden wirdt, ohne Verzug gebührlig repariret werde, auch dabey den Vehrleuten gebieten, daß sie sich gegen die ankommenden Kaufleute bescheidenlich verhalten, dieselbe soviel möglich befördern und mit ungebührlichen exactionen nicht beschweren sollen.“

Wohin wurden nun die Viehmengen geleitet? Als Aufnahmegebiete werden das Weinland, Westfalen, die Niederlande und England genannt. Man wird sich vor Augen halten müssen, daß Brügge, Gent und Antwerpen im Mittelalter mit ihren industriellen Erzeugnissen und ihrem Handel, an Reichtum und Glanz mit den italienischen Städten wetteiferten. Von Brüssel aus regierte Karl V. das Weltreich, in dem die Sonne nicht unterging. Außer zahlreichen Schiffen kamen allwöchentlich in Antwerpen aus Deutschland und Frankreich 2000 Frachtwagen an. „Die Welt ist ein Ring und Antwerpen ist der Diamant darin“, sagte ein Sprichwort. Die Aufnahmefähigkeit der nordischen Reiche und Englands an Getreide veranlaßte die Bewohner der Abteingegenden, die Viehzucht zugunsten des Ackerbaues zurücktreten zu lassen. Die Grundfrage der jetzt hochstehenden niederländischen Viehzucht ist ja auch erst dadurch geschaffen worden, daß die gewaltigen Nieder- und Grünlandmoore planmäßig entwässert wurden, und, daß der Het IJ das Haarlemmer Meer und andere Gebiete erschlossen wurden. Den Dollart drängte man seit 1450 auf ein Viertel seiner einstigen Größe zurück. Mit dem Aufblühen der niederländischen Viehzucht mußte notwendigerweise ein Abbau der jütischen Viehtriften erfolgen. Die Industrialisierung Englands zu Beginn des 19. Jahrhunderts schuf indessen für Dänemark ein neues Absatzgebiet. Als in den westholsteinischen Marschen das Ackerland in Weiden umgewandelt wurde, lösten die Märkte von Susum und Hamburg die Bedeutung Wedels ab. Kohl konnte bereits 1846 feststellen, daß die 40 000 Rinder dieser beiden aufnahmefähigen Märkte zum größten Teile aus den Marchstriften Holsteins stammten.

*) Auf einer Morgensternversammlung in Otterndorf wurden in einem Vortrage die Beziehungen zwischen dem holsteinischen und hannoverschen Stromufer behandelt; dabei wurde in der Aussprache auch das oben genannte Thema berührt. Der hier folgende Aufsatz will als ein Beitrag zur Klärung dieser Frage gewertet werden.